

UWE EBEL

DAS NIBELUNGISCHE ALS ORT EINER DÄMONOLOGIE DES DEMOS

ODER

REFLEXIONEN ÜBER ALTE UND NEUE WEGE DER MITTELALTERPHILOLOGIE

In jeder Gelehrsamkeit spielt die Intelligenz mit ihrem Leben. Wer sich mit Vergangenheit befaßt, riskiert selber zu vergehen, ohne begriffen zu haben, was er in ihr verloren hatte.

(Peter Sloterdijk<sup>1</sup>)

Im Jahr 1317 ließ der schwedische König Birger seine gegen ihn rebellierenden Brüder, die Herzöge Valdemar und Erik, töten. Danach vertrieb die Partei der getöteten Herzöge Birger und wählte dessen Neffen Magnus, den noch unmündigen Sohn des Herzogs Erik, zum König. Dieser historische Vorgang ist es, in den die altschwedische *Erikskrönika* ihre Darstellung der schwedischen Geschichte einmünden lässt. Dabei perspektiviert sie das Geschehen so, dass die siegreiche Partei ins Recht, die unterlegene ins Unrecht gesetzt wird. Da nach verbreiteter Rechtsauffassung eine Revolte aus dem Willen zur Machtübernahme Aburteilung und Strafe erforderte, stand die Chronik vor dem Problem, eine illegale wie illegitime Verhaltensweise ins Positive zu verschieben, als legal und legitim zu reliefieren.

Die Chronik erreicht dieses Ziel über einen Komplex an Strategien. Da ist zunächst die, die Revolte zu doppeln. Die erste Variante führt die Herzöge als Akteure des Geschehens vor; die Bewertung des Geschehens wird darüber, dass diese Revolte in eine Versöhnung mündet, ins Neutrale, ins Positive verschoben. Die zweite Variante verlagert die Rolle des Akteurs auf den König und muss lediglich dessen Verhalten so gestalten, dass eine Revolte gegen ihn als gerechtfertigt, ja als gefordert einleuchtet.

Um diesen Effekt zu erreichen, greift die Chronik auf das Modell der Nibelungensage, genauer auf das der Gestaltung des Nibelungenuntergangs zurück. Sie

---

<sup>1</sup> Sloterdijk, Peter. *Kritik der zynischen Vernunft*, I – II, (edition suhrkamp, 1099), Frankfurt, 1983, Zitat vol 1, p. 533.

geht darin über das Motiv der hinterlistigen Einladung, wie es für das Mittelalter breit belegt ist,<sup>2</sup> hinaus und lässt über eine Reihe von Motiven und Zügen deutlich eine Anpassung an das speziellere Muster der Nibelungensage erkennen. So nutzt sie das Motiv der Beratung der eingeladenen Brüder, das auch hier die Spezifizierung kennt, dass der eine zunächst abrät und der andere die Gründe, die der Abratende vorbringt, ausschlägt. Es gehören zu diesem Komplex Züge wie der, dass die nach Nyköping Reitenden unterwegs von einem Ritter gewarnt werden, genauso wie die Nibelungen zunächst von Eckewart und schließlich von Dietrich von Bern gewarnt werden; hier wie dort hat es keinen Einfluss auf ihren Entschluss. Wenn in der *Þiðreks saga* Dietrich von Bern und – anders als die Parallelfigur Blødelîn im *Nibelungenlied* – Bloðlinn es ablehnen, gegen die Nibelungen zu kämpfen, hat das in der *Erikskrönika* eine Entsprechung darin, dass zwei Berater König Birger von seinem Vorhaben abzubringen suchen. Noch der getrennte Kampf gegen die Geladenen, bei dem Dankwart besiegt wird, findet sich in der *Erikskrönika* in vergleichbarer Form wieder. Die Behandlung der Herzöge erinnert daran, dass in der nordischen Überlieferung Gunnarr in eine Grube respektive in einen Turm geworfen wird. Es werden schließlich strukturell untergeordnete Züge aufgegriffen wie der, dass die Schwester davon spricht, die Brüder wieder sehen zu wollen. In der *Erikskrönika* wird diese Rolle zwar auf die Schwägerin verlagert. Indem deren Wunsch, einen der 'Brüder' wieder zu sehen, damit begründet wird, dass sie ihre Schwäger wie Brüder liebe, verstärkt sich durch solche Künstlichkeit der Argumentation noch der Eindruck, hier werde ein Geschehen auf das der Nibelungendichtungen hin ausgerichtet. Sogar eine Abweichung lässt auf eine Übernahme schließen. In der *Þiðreks saga* wird Attila dem Tod durch Verhungern ausgeliefert. Das überträgt die Chronik auf die Herzöge und kann deren Hungertod so dem Schuldkonto des Königs zuweisen.

Den quellenkritischen Zusammenhang hat Sven-Bertil Jansson bereits herausgestellt.<sup>3</sup> Er hat zudem auf weitere Modelle verwiesen, die die *Erikskrönika* deutend einbezieht, so das des Judasverrats, so das der Legende und Märtyrergeschichte. Betrachtet man diese Vernetzung mit anderen Texten und Textmustern nicht nur aus der Perspektive der Quellenkritik, befragt man sie nach einer möglichen Leistung für das Sinngefüge des schwedischen Geschichtswerks, fällt eine gewisse Hierarchie der Modelle auf. Im Verweis auf eine Parallele zwischen Birger und Judas hätte der Chronist den König hinläng-

<sup>2</sup> Cf. Hennig, Ursula. "Hinterlistige Einladungen in Geschichte und Heldensage", in: *Nibelungenlied und Klage. Sage und Geschichte, Struktur und Gattung*. Passauer Nibelungengespräche 1985, ed. Fritz Peter Knapp, Heidelberg, 1987, pp. 61 – 77.

<sup>3</sup> Jansson, Sven-Bertil. *Medeltidens rimkrönikor. Studier i funktion, stoff, form (Studia litterarum upsaliensia, 8), s. l., 1971, pp. 176 – 184.*

lich ins Negative stilisieren können, Legendenhaftes hätte ein Übriges getan. Der Chronist begnügt sich damit aber nicht. Schon quantitativ schiebt sich die Relieffierung des Geschehens nach den Vorgaben des Nibelungenuntergangs in den Vordergrund und die Hinweise auf Judas und Legende unterstreichen lediglich noch einmal, was die Geschehensentfaltung ihrerseits leistet: die Inkriminierung des Königs. Die Ausrichtung an der Nibelungensage erfüllt also, offenbar intentionaliter, eine eigene und hoch markierte Leistung. Es stellt sich deshalb zentral die Frage danach, welche semantische Qualität dieses Moment im Zusammenhang der Chronik gewinnt, welche Bedeutung das Nibelungenzitat im Zusammenhang einer Abwertung der Position des Königs erfüllt.<sup>4</sup>

Zur Beantwortung dieser Frage sei folgende Beobachtung angeführt. Als die Chronik davon erzählt, wie Torgils Knutsson hingerichtet wird, verweist sie auf eine Reihe von Spezifika: der Verantwortliche bittet Torgils um Vergebung; Torgils wird auf eigenen Wunsch durch Schwerthieb enthauptet, er wird beerdigt und, obwohl die Beerdigung in heidnischer Umgebung erfolgt, wird sie unter kirchlichen Zeremonien durchgeführt und das Grab mit einem Kreuz versehen; später wird der Tote mit Zustimmung des Königs in eine Klosterkapelle überführt und dort endgültig und ebenfalls mit kirchlichem Zeremoniell zu Grabe getragen.<sup>5</sup>

Um die Brisanz zu verstehen, muss man in Erinnerung rufen, dass die Chronik den Verurteilten durchaus ins Unrecht setzt und seine Hinrichtung als juristisch korrekt und moralisch gerechtfertigt erscheinen lässt. Es ist also nicht das Faktum der Hinrichtung, um das es hier geht, es ist die Hinrichtungsart. Wenn sie eigens thematisiert und dargestellt wird, erfüllt das den Zweck, zu belegen, dass der Richtende die Modalitäten der Hinrichtung an höfischen bzw. ritterlichen Handlungsnormen orientiert und seinen Gegner als den behandelt, als der er im Text erscheint, als Vertreter des Rittertums.

Der Text der *Erikskrönika* weist in vergleichbarer Form so häufig auf Tötungsmodalitäten hin, dass sich ein Netz von Leitmotiven ergibt. Es verdeutlicht, dass in der hier vorgeführten Welt die Sieger dem besiegten Gegner durchgängig darin seine Würde belassen, dass sie ihn nicht foltern noch verhungern lassen und dass sie, wenn sie seinen Tod verlangen, die Hinrichtung standeskonform vornehmen sowie den Getöteten unter Nutzung aller kirchlichen Zeremonien beerdigen lassen.

---

<sup>5</sup> *Erikskrönikan* enligt cod. Holm. D2 jämte avvikande läsarter ur andra handskrifter, ed. Rolf Pipping, (*SFSS*, vol. 68), pp. 141-146.

Die Chronik berichtet, dass die Herzöge dem Tod durch Verhungern ausgeliefert worden seien. Das gewinnt seine Semantik dadurch, dass dreimal die Negativmitteilung mitgeliefert wird, dass man Gegner nicht habe verhungern lassen, beim dritten Mal handelt es sich sogar um die für den Tod der Herzöge zur Verantwortung Gezogenen. Der 'ritterliche' Umgang auch noch mit dem gefangenen Gegner wird zur Folie, vor der sich der Umgang Birgers mit seinen Feinden reliefiert. Der Text stellt das Normensystem, das das Verhalten des Königs in der hier thematischen Episode bestimmt, also nicht nur abstrakt als verwerflich dar. Über eine spezielle Leitmotivik bezieht er es auf eine andere Wertewelt, lässt er zwei Kodices des Verhaltens als kontrastiv erstehen. So konstruiert der Chronist das als nibelungisch vorgeführte Verhalten aus dessen Widerspruch zu all dem, was höfische Zivilisation bestimmt.

Die Frage nach der Leistung der Ausrichtung auf das 'Nibelungische' ist damit aber erst teilweise beantwortet. Um die Semantik solch 'Nibelungischen' in der "Enzyklopädie" (Umberto Eco<sup>6</sup>) des Mittelalters zu ermitteln, um die spezielle Rollenzuweisung, ja die Artikulation<sup>7</sup> einer solchen Rolle zu erkennen, mag ein Blick auf die *Þiðreks saga* weiter helfen. Die *Þiðreks saga* beschließt ihre Darstellung des Nibelungenuntergangs mit dem Hinweis auf deren Quellen. Da heißt es: "Svá segja þyðeskir menn. at engi orrosta hevir verit frægri i fornsogum helldr en þessi."<sup>8</sup> und weiter: "oc er þat mæst eptir þui sem sægia fornkvæði i þyðærski tungu. er gort hafa froðir menn um þau stortiðinde er i þæssu landi hafa orðit." (334) Das entspricht dem, was schon im Prolog der *Þiðreks saga* mit Bezug auf den gesamten Text gesagt wird.<sup>9</sup> Dort ist die Rede von "þau stortiðindi, er verit hafa i fornum sið." (1), und zu den einschlägigen Überlieferungszeugen heißt es, sie seien "fornort [...] þegar eptir tiðindum sem segir i þessari sogu." (2)

<sup>6</sup> Cf Eco, Umberto. *Die Grenzen der Interpretation*. Aus dem Italienischen von Günther Memmert, München, Wien, 1992, p. 148.

<sup>7</sup> Die Wahl dieses Begriffs orientiert sich bewusst an Grossberg, Lawrence. "Was sind Cultural Studies?", in: *Widerspenstige Kulturen. Cultural Studies als Herausforderung*, edd. Karl H. Hörning und Rainer Winter (*stw*, 1423), Frankfurt a. M., 1999, pp. 43 – 83.

<sup>8</sup> *Saga þiðriks konungs af Bern*. Fortælling om Kong Thidrik af Bern og hans Kæmper. I norsk Bearbejdelse fra det trettende Aarhundrede, efter tydske Kilder, ed. Carl Richard Unger, Christiania, 1853, p. 333.

<sup>9</sup> Der hier zu verfolgende Gedankengang ist unberührt davon, ob der Prolog Teil des originären Projekts einer *Þiðreks saga* war oder nicht. Das Amalgam aus Volksläufigem und Höfischem bleibt als Absicht, die die Gestalt des Texts mitbestimmt hat, erkennbar. Cf. zur Diskussion um den Prolog jetzt Kramarz–Bein, Susanne. *Die Þiðreks saga im Kontext der altnorwegischen Literatur*, (*Beiträge zur Nordischen Philologie*, 33), Tübingen und Basel, 2002, pp. 273 – 279.

Die *Piðreks saga* begreift also die Fassungen des Geschehens um die Nibelungen als prototypisch für den Bereich einer mündlichen Überlieferung und ihres speziellen Formenhabitus. Sie trifft sich darin mit der Programmstrophe des *Nibelungenlieds*, wenn dort *alte maeren* berufen werden, in denen *wunders vil geseit* sei. Die Frage nach der Leistung des Nibelungischen, die sich zu der nach der Heldensage insgesamt erweitert, spezifiziert sich also zu der nach der Leistung einer Rückversicherung bei mündlicher Überlieferung. Hier fällt auf, dass die Quellendiskussionen, die etwa für die mittelalterliche Literatur Islands typisch sind, sich um mündliche Quellen ranken. Dass es dabei vordergründig immer wieder um das Problem der Verlässlichkeit geht, verdeckt, dass die einschlägigen Texte die Mündlichkeit ihrer Vorgaben und Vorlagen herausstellen. Sie heben sich damit von der auf das Buch fixierten Kultur ab, heben sich ab von den Rückversicherungsformeln der Bildungswelt und der sie tragenden Schicht.

Mündliche und schriftliche Kultur treten in ein Spannungsverhältnis, das erst richtig erkannt und beschrieben ist, wenn man es soziologisch formuliert und solche soziologische Formulierung für die Erkenntnis des Stellenwerts produktiv macht, die eine soziale Zuordnung im Herrschaftsgefüge, in der Verweigerung wie in der Konsolidierung von Herrschaftsansprüchen einnimmt. Indem die *Piðreks saga* das Nibelungische der mündlichen Erzähltradition zuweist, solche Tradition als die der vorchristlichen Zeit bedenkt, ordnet sie deren Träger-schicht ein archaisches Weltbild und zumindest Interesse an archaischen Verhaltensformen zu. Das 'Nibelungische' gewinnt eine feste Zuweisung: es ist Teil einer Kultur der unteren Schichten, von Schichten, in denen sich die Kultur der vorchristlichen Phase fortsetzt.

Von daher stellt sich erst ein volles Verständnis des Verfahrens ein, das die *Erikskrönika* wählt, um ein Verhalten als illegitim zu denunzieren. Indem sie sich nicht damit begnügt, es über biblische Parallelen sinnhaftig werden zu lassen, sondern markant und markiert auf Parallelen in der Heldensage zurückgreift, deutet sie das inkriminierte Verhalten auch soziologisch. Das Verhalten des Königs kommt einem Rückfall ins Archaische gleich, in ein Archaisches, das für das Volk jedoch Gegenwart ist. So wird es entfaltet auch zur Abwehr einer sozial definierten Schicht.



Jan Dirk Müller hat die "Antagonismen" des *Nibelungenlieds* "als prozessualen Zusammenhang zu begreifen" versucht, der dadurch seine Richtung erhält, dass er sich "als Zusammenbruch einer adeligen Idealwelt durch eine anfangs

marginalisierte Heroik” entfaltet. Ob damit eine Bewertung der Antagonismen einhergehe, erscheint Müller fraglich: “Das Epos verweigert die Aussage darüber, wie die beiden Pole zueinander in Beziehung gesetzt werden und welcher Perspektive der Prozeß hat: kritisch? affirmativ?”<sup>10</sup>

Wie immer man sich in dieser Frage entscheiden wird, bleibt als das Wesentliche bestehen, dass Heroik hier definiert ist als Triebentfaltung, als Ausleben von Gewaltgelüsten. Müller verweist auf die symbolischen Befriedigungen des Gewaltpotentials im Turnier, auf die symbolische Verlagerung der Sexualität und damit ihrer gesellschaftsbedrohenden Momente, wie sie die Minne-Ideologie vornimmt, auf das zivilisierende Konzept und Prinzip der *mâze*. Sie sind es, die im Geschehensverlauf des *Nibelungenlieds* allmählich und immer mehr in die unsymbolische, in die raue und rohe Wirklichkeit zurückgeholt werden.

Im *Nibelungenlied* wird das höfisch Marginalisierte durch verschiedene Konnotationen zum Faszinosum: es ist seinerseits Teil einer höfischen Welt in deren vorhöfischer Variante, es führt Kämpfe vor, die darin der ritterlichen Sphäre zuzuordnen bleiben, dass sie den Krieger und typisch ‘kriegerische’ Leitvorstellungen ins Übermenschliche steigern. Sie leiten aus den Verhaltensnormen, die sie episch wiederbeleben, Tragik ab und sichern dem Geschehen und seinen Trägern darüber eine gewissen Sympathie. Das ist geeignet, von der Leistung und Funktion heroischer Epik im Zusammenhang der gesellschaftlichen Auseinandersetzung abzulenken, sie zu verdecken. Man muss andere Vertextungsformen gesellschaftlicher Wirklichkeit heranziehen, um die einschlägige Bedeutung auch der Erzählungen aus dem heroischen Bereich zu erkennen. Da bieten sich Texte an, die Themen wie Erotik und Sexualität aufgreifen, wo Übersteigerungen also eher zur Burleske geraten. So vermerkt Rüdiger Schnell zur Minnekonzeption: “In dem entsagungsreichen, selbstbeherrschten Werben um die Frau scheint sich das höfisch-kulturelle Ideal eines gewaltfreien Umgangs überhaupt exemplarisch zu dokumentieren. Im disziplinierten Frauendienst kristallisiert sich die Utopie von einer Welt, aus der Unrecht, Zwang, Gewalt und damit Elend verbannt sind.”<sup>11</sup>

Dem gesellt sich als Konterpart der Komplex ‘Neidhart’ hinzu, insbesondere seine Ausformung als Neidhart-Spiel. Die über diese Spiele entwerteten Verhaltensweisen sind als die Verhaltensweisen einer Schicht gewichtet, die

<sup>10</sup> Müller, Jan Dirk. *Spielregeln für den Untergang. Die Welt des Nibelungenliedes*, Tübingen, 1998, p. 453.

<sup>11</sup> Schnell, Rüdiger. “Unterwerfung und Herrschaft. Zum Liebesdiskurs im Hochmittelalter”, in: Joachim Heinzle (Ed.), *Modernes Mittelalter. Neue Bilder einer populären Epoche, (insel taschenbuch, 2513)*, Frankfurt a. M., Leipzig, 1999, pp. 103 – 133., Zitat p. 116.

durch einen Mangel an Selbst-, an Triebbeherrschung ausgewiesen ist, der wiederum dahingehend bedacht wird, dass er diese Schicht als unfähig erweist, Verantwortung und damit Herrschaft zu übernehmen. Was in der burlesken, der komisierenden Vermittlung als 'bäuerlich' abgewertet ist, hat in der Darstellung von tragisch sich entladender Maßlosigkeit des Verhaltens, die zudem über ihre Handlungsebene gerade nicht auf die bäuerliche Welt verweist, sein Pendant. Erst über die Zuweisung noch der Handlungsebene zu einer vorliterarischen Welt, zu einer vorliteraten Schicht wird die Abwertungsleistung deutlich. Die höfische Welt inszeniert und installiert sich als eine Welt, die zivilisatorisch und zivilisationsgeschichtlich eine höhere Entwicklungsstufe erreicht hat.

Der Bereich der Heroik bietet die 'seriöse' Variante einer Verketzerung, die sich unmittelbar als Auseinandersetzung mit einem anderen Zivilisationsgrad in deren burlesker Variante zeigt. Dort, wo die Ausgegliederten unmittelbar zum Thema werden, wo sie Objekt, nicht Subjekt der einschlägigen Erzählkultur sind, wird ihnen nicht einmal mehr eine eigene Form des Leidens zugestanden. Anders als Hagen, der als Held Subjekt bleibt, dem eigene Entscheidung und eigene Würde belassen wird, ist der Bauer nur noch Objekt, Objekt der Komik, des Verlachens.



Der Vergleich mit der *Þiðreks saga* konnte bereits zeigen, dass die *Erikskrönika* in ihrer Adaption des 'Nibelungischen' *intentionaliter* in einen Kontrast zu deren Anverwandlungen in den anderen skandinavischen Kulturen des Mittelalters tritt. Bezieht man Island in die Betrachtung der Nibelungenadaptionen ein, wird erkennbar, dass sich in dem Maß, in dem der Hof als soziales und politisches Zentrum seine Bedeutung verliert, auch die Distanznahme zu dem, was in der Nibelungensage vermittelt wird, verringert. Die sich so einstellende Differenz verdeutlicht die Leistung der symbolischen Reduplikation der gesellschaftlichen Wirklichkeit in deren fiktionaler Erarbeitung. Sie verdeutlicht, wie über fiktionale Geschehensentwürfe eine Artikulation von Rollen vorgenommen wird, ja wie die Gemeinschaftsentwürfe sich über solche Entwürfe formulieren und konsolidieren.

Den geringsten Grad an Bearbeitung weist die Nibelungensage in der *Edda* auf. Die dort versammelten Lieder werden von einer illiteraten Trägerschicht, von dem Bevölkerungsstratum der 'Ungebildeten' dem Stratum zugeführt, das als das der 'Gebildeten' benennbar wäre. Die politische Aussagekraft, die politische

Brisanz ergibt sich daraus, dass die mündlichen Originale in der *Edda* lediglich archiviert werden. Die Verschriftlichung markiert über unvermeidliche Verschiebungen hinaus keine Differenz. Die Aufzeichnung geriert sich als das Original; die Schriftkultur präsentiert sich als Fortführung der Volkskultur mit anderen Mitteln.

Die Sammlung erweist sich als integraler Teil der kulturellen und politischen Bemühungen ihrer Epoche, wenn man etwa die *Snorra Edda* einbezieht. Snorri tradiert das Volksläufige in der Absicht, es in einer durchaus anderen Funktion erneut interessant zu machen. Das Nibelungische gerät hier als Stoffbasis der Eddalieder wie der Metaphorik der Skaldik in den Blick. Dabei gewichtet Snorri 'Eddisches' und Skaldik dahingehend, dass das Eddische auf seinen stofflichen, seinen inhaltlichen Wert reduziert, die Skaldik hingegen als strukturell, als ästhetisch bedeutsam präsentiert wird. Wenn so in der Konkurrenz zweier Formen der mündlichen Literatur der Skaldik ein Vorrang zuwächst, dann wohl, weil die Skaldik sich mit hochmittelalterlichen Vorstellungen harmonisieren ließ, insofern sie höfisch war und sich als individuelle Kunstübung von der anonymen Literatur des außerhöfischen Kollektivs abhob. Obwohl als höherrangig evaluiert, bindet ihre Analyse die Skaldik dennoch an Eddisches an und leitet ihre Bilderwelt aus dem Fundus an Heldensagen ab, wie er in der *Edda* repräsentiert ist. Selbst eine als höfisch spezifizierte mündliche Dichtungsform bleibt dadurch mit einer als volksläufig zu definierenden Dichtungsform verbunden. Mit deren Inbezugsetzung zur Heldensage nicht genug, folgt die Darstellung der Skaldik — in Parallele zur Reihenfolge in der Lieder-*Edda* — auf eine systematisch geordnete Darstellung der paganen, sprich der volksläufigen Religion. Dass und wie ein solches Werk in die Auseinandersetzung zwischen alten und neuen Gemeinschaftsmodellen und Herrschaftsformen eingreift, zeigt das *Háttatal*. In ihm organisiert sich ein skaldisches Mustergedicht, wenngleich indirekt, um ein Problem, das in der politischen Auseinandersetzung ebenso zentral wie brisant war, das Problem der angemessenen Herrschaftsform. Über die Figuren Hákon und Skúli werden die opponierenden Gemeinschaftsmodelle aufgerufen und schließlich zu einem Ausgleich gebracht. Rückgriff auf eine Dichtungsform der mündlichen Literatur, eine Dichtungsform, deren Metaphorik immer wieder auf Volkstraditionen, unter ihnen das Nibelungische, zurückgreift, Formulierung eines Konzepts über solchen Rückgriff, Kombination mit Teilbereichen einer anderen Gemeinschaftskonzeption — das ist es, was dieses Mustergedicht für unseren Zusammenhang sprechend werden lässt.



Die *Völsunga saga* bearbeitet als buchepische Gestaltung des Nibelungenstoffs ihren Gegenstand auf der Basis der *Edda*.<sup>12</sup> Ordnet sie sich darüber auch einem isländischen Kontext zu, so kombiniert sie die über die Eddanähe hergestellte Einbindung in die isländische Kulturpolitik doch mit einer deutlichen Hinwendung zur norwegischen höfischen Literatur: Zitate aus *Piðreks saga* und den *Lais* von Marie de France,<sup>13</sup> die die Vorlage für ein so zentrales Werk der höfischen Literatur Norwegens darstellten wie die *Strengleikar*, kombinieren zwei literarische Formensprachen, die sich im bisher entwickelten Sinn zwei gesellschaftspolitischen Konzepten zuordnen. Auch die Geschehensentfaltung muss vor diesem Hintergrund neu gedeutet werden. Es wäre zu fragen, ob nicht auch für die *Völsunga saga* gilt, dass sie den von Müller am *Nibelungenlied* herausgestellten Prozesscharakter aufweist, ob nicht auch in ihrer Geschehenskonstruktion die Opposition von heroisch und archaisch über Marginalisierung und Zentrierung bedacht wird. Es ergäbe sich allerdings eine Umkehrung des im *Nibelungenlied* gewählten Verfahrens. Anders als dort wird in der *Völsunga saga* das Archaische durch das Höfische mehr und mehr verdrängt. Die so hergestellte Relation und Vermittlung hat zur Folge, dass das Höfische als die Blüte des Archaischen aufstrahlt, dass es auf ihm als seiner Basis aufbaut. Der Hof artikuliert ein Selbstverständnis über eine volksläufige Tradition. Wenn man den Text unter diesem Aspekt liest, eröffnet das neue Sichtweisen; insbesondere die Jugendgeschichte Áslaugs gewönne eine neue Bedeutung: sie, die Tochter Sigurðs und Brynhildrs wächst auf bei einfachen Leuten, verrichtet einfache Arbeit und wird die Stammutter der Familie, aus der die Könige Norwegens hervorgehen.

Deutete man die kulturpolitische Stellung und Leistung der *Völsunga saga* so, dann fiel von daher auch ein Licht auf die *Piðreks saga*. Ihre Rückbindung an volksläufige Traditionen, durch die Stoffwahl hergestellt und durch theoretische Hinweise vereindeutigt, ist ebenso markant wie die Erarbeitung dieser Stoffe aus dem Formenhabitus höfischer Literatur. Gerade diesen Aspekt hat neuerdings die einschlägige Arbeit von Susanne Kramarz-Bein als durchgängig bestimmend und tragend herausgearbeitet.<sup>14</sup> Sie konnte zahlreiche einer heutigen Lektüre nicht unmittelbar als höfisch konnotierte Momente aus der höfi-

<sup>12</sup> Cf. Ebel, Uwe. "Völsunga saga. Überlegungen zu Quellen und Struktur", in: U. E., *Gesammelte Studien zur skandinavischen Literatur*, Bd. 1: *Studien zur Literatur des Mittelalters*, (Wissenschaftliche Reihe, 7), Metelen, 1998, pp. 105 – 160.

<sup>13</sup> Cf. Clover, Carol J. "Völsunga saga and the Missing Lai of Marie de France", in: *Sagnaskemmtun. Studies in Honour of Hermann Pálsson on his 65<sup>th</sup> Birthday*, edd. Rudolf Simek, Jónas Kristjánsson, Hans Bekker-Nielsen, Wien, 1986, pp. 79 – 84.

<sup>14</sup> Cf. Kramarz-Bein 2002; zuvor bereits Uwe Ebel, "Die *Piðreks saga* als Dokument der norwegischen Literatur des 13. Jahrhunderts", jetzt in: U. E., *Gesammelte Studien zur skandinavischen Literatur*, vol. 1: *Studien zur Literatur des Mittelalters*, (Wissenschaftliche Reihe, 7), Metelen/Steinfurt, 1998, pp. 89 – 104.

schen Literatur der Zeit herleiten und hat damit eine andere Funktionalisierung des gesamten Komplexes erkennen lassen. Wenn die norwegische Variante der Nibelungendichtung über Vorwort und Quellenverweise die Herkunft der Geschichte aus dem Volk herausstellt, lässt das darauf schließen, dass sich die Monarchie in Norwegen – wie immer im Einzelnen das gemeint und gerichtet ist – an das sonst vom Höfischen ausgeschlossene Volk anbindet.

Schon zeitlich ist die *Erikskrönika* unter den hier zu bedenkenden Texten der jüngste. Endgültig kehrt sie sich von allen Formen ab, einer volksläufigen Kultur ein eigenes Recht zuzuordnen. Für die Konsolidierung ihres gesellschaftlichen Projekts war der Nibelungenstoff offenbar nicht produktiv nutzbar.



Literatur gewinnt, und diese Hypothese ließ sich hier rektifizieren, in der Phase, der die hier bedachten Texte angehören, die Bedeutung, in einer je gegebenen gesellschaftlich Situation bestimmte Rollen mit der Zielrichtung zu artikulieren, über solche Rollen an der Konsolidierung oder Destabilisierung von Herrschaftsansprüchen zu arbeiten. In der gesellschaftlichen Situation, in der gesellschaftlichen Auseinandersetzung des Hochmittelalters geht es um eine Positionierung des Hofes als des politischen und sozialen Zentrums, damit ergibt sich die Aufgabe, einen Bereich des Nicht-Höfischen zu konstruieren und abzuwerten. Aus diesem Bedürfnis erwächst ein Interesse an dem Bereich, der im Nibelungenstoff anwesend war.

Wenn der Nibelungenstoff, speziell das *Nibelungenlied* im 18. Jahrhundert erneut ins Bewusstsein rückt, dann, weil das Bedürfnis, einen Bereich des Nicht-Höfischen zu konstruieren, sich erneut einstellt. Die Kontinuität der gesellschaftlichen Konstellation führt dazu, dass die Spannung, die in den Nibelungendichtungen Gestalt gewinnt, aktuell geblieben ist. Die Differenz in der Kontinuität sodann führt dazu, dass diese Spannung erneut in die Mitte der gesellschaftlichen Auseinandersetzung rückt. Diese Differenz ergibt sich daraus, dass die über das Nibelungische abgewerteten Schichten so sehr erstarkt sind, dass sie ihrerseits einen Anspruch anmelden. Die Rollenbewertung erfolgt somit seitenverkehrt. Dadurch ergibt sich ein Problem, das einstweilen nicht gelöst wurde: es ist das Problem, dass die im Nibelungischen anwesenden Wertvorstellungen und Verhaltenskodices nun nicht mehr zum Zweck ihrer Ent- und Abwertung eingesetzt werden, sondern in Umkehrung dieser Zielrichtung zum Zweck ihrer Aufwertung. Die Folge muss sein, dass der zivilisationsgeschichtliche Vorteil, auf den der Hof hinweisen konnte, um über ihn

seine Befähigung zur Herrschaft zu begründen, sich in einen Makel verwandelt. Die emanzipationsgeschichtliche Relevanz des Nibelungischen ist erkaufte auf Kosten seiner zivilisationsgeschichtlichen Bedeutung. Oder anders gesagt: Emanzipationsgeschichte und Zivilisationsgeschichte treten auseinander.

Wenn das hier näher bedacht und in seiner Spezifik nachgezeichnet wird, dann, weil wir uns in der Konsolidierungsphase der Germanistik, ja der Philologien im nach wie vor gültigen Sinn befinden.

Christoph Martin Wieland erklärte zu einer Befassung mit Mittelalterlichem noch 1787, also der Epoche, in der das Mittelalter politisch neu gewichtet wird, Folgendes:

Wer aber zu einer ganz lebendigen und anschauenden Erkenntniß des Geistes dieser unseligen Zeiten gelangen wollte, müßte sich freylich zu der fürchterlichen Aufopferung entschließen, die Quellen selbst zu besuchen, und unter andern sich in der Kronik und den *Libris Miraculorum* des Gregorius von Tours, in der goldnen Legende des Erzbischofs Jakob de Voragine, in den *Actis Sanctorum*, und in den Geschichtsbüchern der Mönchsorden umzusehen, — wo er genug sehen würde, um vor Erstaunen über die unbegreifliche Unvernunft dieser Zeiten beynahe selbst den Verstand zu verlieren.<sup>15</sup>

Wieland vertritt hier die Position der Aufklärung älteren Stils, die das Mittelalter über dessen die Vernunft aussetzende Religiosität thematisiert. Diese Weise, Fortschritt zu bedenken und zu erarbeiten, hatte unvermeidlich zur Konsequenz, dass sie sich einer Emanzipationsbemühung widersetzte, deren Ziel die Demokratisierung war. Sie ließ sich im Gegenteil mit den Prinzipien des hierarchisch organisierten Gemeinwesens verbinden und erlebte die ihr angemessene Verwirklichung im aufgeklärten Absolutismus. Und so vertrat denn auch Wieland — um ihn noch einmal anzuführen — in aller partiellen Zustimmung zur Französischen Revolution fortgesetzt dessen politisches Konzept, lehnte er die Forderung des von ihm so benannten "independentische[n] Fanatismus im Jakobinerklub zu Paris und sogar im Nazionalkonvent" (406) ab, die er über ein Zitat von St. Just so formuliert sein lässt: " 'man muß dem ehemaligen Könige den Prozeß machen, nicht weil er übel regierte, sondern weil er König

---

<sup>15</sup> Wieland, C[hristoph] M[artin] 1984. *Sämmtliche Werke* (Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1797), vol. 29: *Vermischte Aufsätze*, Hamburg, 1984, p. 48sq.

war.’” (405sq.) Man kann sagen, dass Wieland, der Aufklärer, der Repräsentant der verfeinerten Sitten und der freieren Denkweise in allen anderen als politischen Bereichen, angesichts der Forderungen, die sich in der Französischen Revolution entladen, in Konflikt mit dem Prinzip der Menschenwürde und mit einem Gesellschaftsmodell gerät, das auf ihr aufbaut. Diese Ausgangslage will bedacht sein, um die Schwierigkeiten zu verstehen, vor der eine demokratisch ausgerichtete Reflexion stand, wie sie durch die Germanistik und deren außeruniversitäre Vorgänger angegangen wurde. Sie gibt die Aporien vor, die die wissenschaftlichen Disziplinen von der Art der Nationalphilologie zu überwinden angetreten waren. Prototypisch zeigt sich die Problematik in der Auseinandersetzung zwischen Gottfried August Bürger und Friedrich Schiller. Selbst Schiller, den die Revolutionäre als einen der Ihren erlebten, etabliert in seiner Auseinandersetzung mit Bürger den Dichter als Erzieher und leitet diese Aufgabenbestimmung aus der historischen Entwicklung ab, die er durch eine soziale Ausdifferenzierung von Schichten bedingt und gekennzeichnet sieht. “Ein Volksdichter in jenem Sinn,” heißt es da, “wie es Homer *seinem* Weltalter oder die Troubadours dem ihrigen waren, dürfte in unsern Tagen vergeblich gesucht werden.” Die Ursache dafür liege darin, dass in der jüngeren Phase der Geschichte “zwischen der *Auswahl* einer Nation und der *Masse* derselben ein sehr großer Abstand sichtbar”<sup>16</sup> sei. Noch Schiller also kann Gesellschaft nur über eine Hierarchie der in ihr vereinigten Schichten bedenken und fällt so in ein Gesellschaftsmodell zurück, das zu bekämpfen er einst angetreten war. Dennoch kann Schiller die Entwicklung der einschlägigen Vorstellungswelten aus seinem Denken nicht mehr ausschließen und fügt sich in den Diskurs der Revolution ein, wenn er vom Lyriker als dem “*Wortführer der Volksgefühle*”<sup>17</sup> spricht. Die Lösung, die er, gegen Bürger gewendet, vorschlägt, ist die nicht, die die Germanistik dann anvisiert. Da waren andere die Vordenker.

Als die Mitglieder des Göttinger Hains 1773 Klopstocks Geburtstag feierten, verbanden sie die Feier ihres Idols mit dem Verbrennen der Schriften Wielands. Johann Heinrich Voß berichtet darüber in einem Brief, in dem er Wieland drei Mal und jedesmal als Gegenpol zu Klopstock erwähnt. In demselben Brief heißt es: “Wir sprachen von Freiheit, die Hüte auf dem Kopf, von Deutschland, von Tugendgesang, und du kannst denken wie.”<sup>18</sup> Indem die Hainbündler in Wieland den Vertreter des Absolutismus erkennen, wenden sie, die sich über das Bestreben um eine Vergrößerung der Freiheitsbasis einig sind, gegen ihn. Die historische Würdigung dieser Wendung hat unter diesem Gesichtspunkt zu

<sup>16</sup> Schiller, Friedrich. *Werke in drei Bänden*, ed. Herbert G. Göpfert, München, 1966, Zitat vol. II, p. 629.

<sup>17</sup> Schiller 1966, II, p. 630.

<sup>18</sup> *Göttinger Hain* 1967. *Der Göttinger Hain*, ed. Alfred Kellert, (RUB 8789–93), Stuttgart, 1967, p. 359.

erfolgen, dass sie einen wesentlichen Schritt auf dem Weg zu den heutigen demokratischen Verfassungen darstellt. Erst so kann dann auch die gegenläufige Entwicklung bewertet und beurteilt werden, die zu der Formulierung eines Verhaltenskodex führte, der hier unter 'Tugend' gefasst und dessen Füllung darin erahnbar wird, dass Wieland und Voltaire im selben Brief als "Sittenverderber"<sup>19</sup> kategorisiert werden.

Wie das, was über die Opposition von Wieland und Klopstock sich äußert, zur Germanistik drängte, erkennt man an folgender Strophe eines Gedichts von Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, in dem Klopstock in die Nähe zu Hermann dem Cherusker gerückt wird:

Hermann, welchen der Arm kalter Vergessenheit  
Hüllte danklos in Nacht, bis ihn dein größerer  
Sohn, mit mächtiger Leier,  
Sang im Liede der Ewigkeit.

Klopstock, ewigen Ruhm werden Äonen ihm  
Tönen. Klopstock ist dein! jauchze Cheruskia!  
Groß in Schlachten der Freiheit!  
Groß in ewiger Lieder Hall!<sup>20</sup>

Das hier Formulierte, das zahlreiche Parallelen hat, belegt, worum es historisch ging, die Formulierung eines Freiheitsverlangens über das Abrufen einer verschütteten Tradition.

Aus der skizzierten Auseinandersetzung gewinnt auch die Berufung des *Nibelungenlieds* in den Stellenwert eines 'Nationalepos' ihren eigenen Stellenwert. Die Wahrnehmung des Epos ist in der Konsolidierungsphase der Germanistik bestimmt von dessen Leistung für die Artikulation dieses Freiheitsverlangens und so konnte denn noch Robert Prutz sich dahingehend äußern: "das Buch, das einem Könige [gemeint ist Friedrich II. von Preußen] zu schlecht war, es in seiner vergoldeten Sammlung zu dulden, ist jetzt ein Volksbuch geworden."<sup>21</sup> Heute, wo das Projekt der bürgerlichen Emanzipation, nicht zuletzt durch den Einsatz der Germanistik, glücklich abgeschlossen ist, hat das Epos diese Leistung erfüllt und also verloren. Der Blick wird frei für eine neue Wahrnehmung

<sup>19</sup> Göttinger Hain 1967, p. 350.

<sup>20</sup> Göttinger Hain 1967, p.178.

<sup>21</sup> Prutz, Robert. *Schriften zur Literatur*, Ausgewählt u. m. e. Einf. hg. v. Berd Hüppauf, (*Deutsche Texte*, 27), Tübingen, 1973, p. 125.

dessen, was die Geschehensentfaltung an Rohheit und Brutalität mit sich führt. Der Blick wird frei für die zivilisationsgeschichtliche Position des Texts bzw. der Textgruppe, in der sich die Heldensage, speziell die Sage von den Nibelungen manifestiert. Sieht man dabei jedoch von der emanzipationsgeschichtlichen Funktion der emphatischen Nibelungenbefassung ab, verfällt die Kritik in eine an der demokratischen Tradition und wird regressiv.



Für die Wahrnehmung des im *Nibelungenlied* vermittelten Geschehens und seiner Semantik ist die Tradierungsgeschichte des Lieds aufschlussreich. Im Mittelalter wird dem heute als *Nibelungenlied* bewussten Text mit der *Klage* ein weiterer Text beigelegt. In einer formal abweichenden Gestaltung, einer Gestaltung, die wir als die der 'höfischen' Epik einzuordnen gewöhnt sind, werden darin die höfische Welt und deren Werte restituert, eine Welt und ein Normensystem, die im Geschehensverlauf dessen, was wir als das *Nibelungenlied* isoliert betrachten, mehr und mehr ausgesetzt worden waren. Die jüngere Rezeption des Texts entfernt sich darin von solcher Textüberlieferung, dass in ihr diese Fortsetzung weggelassen wird. Lag die ursprüngliche Leistung der *Klage* in der Abwertung dessen, was im *Nibelungenlied* bestimmend war, wurde nun umgekehrt das in der *Klage* Vorgelegte über das *Nibelungenlied* abgewertet. Auf der Ebene der Argumentation erfolgte die Devalorisierung der *Klage* darüber, dass man ihr den ästhetischen Wert absprach. Nun zeigt bereits dieser Wandel des Textkorpus, dass ästhetische und ideologische Zustimmung zu einem Text korrelativ sind, so dass man die Verlagerung des Zentrums in der Wahrnehmung des *Nibelungenlieds* nicht innerästhetisch beurteilen kann, sondern als Indiz für eine Veränderung, dem der Rahmen dieser Wahrnehmung insgesamt ausgesetzt war.

Die Unterschlagung der in der *Klage* gegebenen Kritik des Nibelungischen über die emanzipationsrelevante Rezeption des Lieds wird spezifisch aufgehoben bei Joseph von Eichendorff. Er bedenkt das *Nibelungenlied* aus einer emanzipations-skeptischen bis emanzipationsverweigernden Perspektive und gelangt so zu einer zivilisationskritischen Sicht auf das *Nibelungenlied*. Er gewinnt sie nach der Instalierung des Lieds als 'Nationalepos' und damit auf einer anderen Stufe seiner neuzeitlichen Reflexion, so dass auch er die *Klage* ebenfalls nicht einbezieht. "Es war der Hauch nationaler Heldenerinnerungen, der durch die Wipfel dieses uralten Dichterwaldes in wunderbaren Liedern ging"<sup>22</sup>, vermerkt er in einer

---

<sup>22</sup> Eichendorff, Joseph von. *Werke*, ed. Hillach, vol. 3: *Schriften zur Literatur*, München, 1976, p. 550.

Zustimmungsform, die die Etablierung dieses Texts als Nationalepos ebenso voraussetzt wie die ästhetische Entwertung der *Klage*, auch wenn sie nicht genannt wird. Die Abwertung artikuliert sich über andere Wege. Eichendorff hält fest:

Und so geben denn auch wirklich die Nibelungen, selbst in ihrer jetzigen kunstmäßigen Gestalt, noch ein lebensvolles Bild jenes allmählichen Überganges vom Heidnischen zum Christlichen. Hier sehen wir noch die starren Zacken des alten Urgebirges drohend hereinragen, aber schon wunderbar beglänzt von dem Morgenrot des Christentums, bei dessen Widerscheinen gleichwohl in den nur erst ungewiß beleuchteten Abgründen noch die alten Ungeheuer und Drachen sich widerwillig ringeln, unzählbare Kraft, Rache, und alle die entsetzliche Naturgewalt menschlicher Leidenschaften, bis zuletzt die furchtbare alte Heldenwelt, wie im Zorne, vor dem milderen neuen Lichte tragisch zusammenbricht.<sup>23</sup>

Das von Eichendorff Beobachtete wird in der jüngeren Auseinandersetzung ohne den bei dem Adligen und bekennenden Katholiken gegebenen Kontext in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt und mit einer weiteren Problematik gekoppelt, der Problematik, die sich aus der Geschichte des Projekts der 'Nation' ergibt, als sie aus ihrer progressiven Phase in die eines Konservatismus gerät und schließlich aus Gründen, die hier nicht verfolgt werden können, gar in schieren Fanatismus umschlägt.

Jan Dirk Müller bedenkt diese Leistung speziell des *Nibelungenlieds* darüber, dass er Interesse wie Desinteresse an dem Epos mit der Einstellung der Interpreten zu Europa in Bezug setzt. Dereinst habe an ihm gereizt, dass es nicht der "lateinisch-mediterran-westeuropäischen"<sup>24</sup> Überlieferung angehöre, nach dem Zweiten Weltkrieg habe "die 'europäisch' orientierte, ein weniger martialisches Menschenbild entwerfende höfische Dichtung der blutrünstigen Geschichte vom Nibelungenuntergang längst den Rang abgelaufen"<sup>25</sup>. Was für Eichendorff aus der Opposition von 'heidnisch' und 'christlich' konstruiert wurde, wird hier aus der Opposition von 'martialisch' und 'europäisch' konstruiert, die als Opposition zwischen dem, was durch Athen und Rom in die Welt gekommen war, und dem, was aus der eher germanisch rückgekoppelten Welt überlebt

---

<sup>23</sup> Eichendorff 1976, p. 555.

<sup>24</sup> Müller, *Spielregeln*, p. 6.

<sup>25</sup> Müller, *Spielregeln*, p. 7.

hatte, zu Bewusstsein gelangt. Es zeigt sich, dass und wie sich der Stellenwert der 'germanischen' Traditionen mit der Opposition wandelt, in der sie jeweils einen der Pole abgeben. Die Opposition zwischen Nibelungischem und Arthurischem wird heute nicht länger wie noch bei Eichendorff aus der Entgegensetzung von Heidnischem und Christlichem bedacht und aktualisiert, sie wird aus heutiger Bewusstseins- und Bedürfnislage vielmehr als Entgegensetzung vom Germanischem und Arthurischem konstruiert. Dabei kann sie auf ein spezielles Moment der Texte rekurrieren, insofern das Arthurische in seiner Zeit das Antike in sich aufgenommen hatte. Fokussiert man an der arthurischen Welt das Moment Europa, folgt daraus eine Evaluation des Nibelungischen als des Nicht-Europäischen. Da die Geschichte der Nibelungenrezeption eine Verbindung solch Nibelungischen mit dem 'Nationalen' mit sich gebracht hatte, das Nationale aber heute als Gegensatz zu dem gedacht wird, was durch Europa repräsentiert ist, wird das Nibelungische erneut problematisch, kann es als zivilisationsgeschichtlich wie als emanzipationsgeschichtlich reaktionär wahrgenommen werden.



Wenn Jan Dirk Müller eine Skepsis bis Abwehr gegenüber dem *Nibelungenlied* entdeckt, dann bezieht er sich auf die Fachgeschichte. Das ist schon darin klug, dass das *Nibelungenlied* nach 1945 in einer breiteren Öffentlichkeit seine Relevanz verloren hatte. Die Generationen, die nach 1945 herangewachsen sind, kannten kein Bedürfnis nach einem 'Nationalepos' mehr und sie erlebten das *Nibelungenlied*, wenn sie mit ihm überhaupt noch konfrontiert wurden, wohl eher als lästige Pflichtlektüre. Angesichts gänzlich anderer Lesevergnügen hätte das Epos auch einen schweren Stand besessen. Der Nibelungenhort — schon das Wort klang nach Gestrigem — konnte bei denen, die in den 50er Jahren jung waren, mit dem Geldkeller von Onkel Dagobert endgültig nicht mehr konkurrieren. Es fragt sich, wie die Germanistik auf diesen Befund reagiert.

1991 erschien ein Band, der *Studien und Dokumente zur Rezeption des Nibelungenstoffs im 19. und 20. Jahrhundert* versammelte.<sup>26</sup> Über zwei Signale vermittelt sich die spezielle Wahrnehmung dieser Rezeption durch Herausgeber und Mitarbeiter des Bands. Einmal darüber, dass der Titel die Wirkung des Lieds als Ausdruck eines 'deutschen Wahns' und eines 'deutschen Alptraums' markieren; sodann, dass sie den Band mit einem die Lektüre kanalisierenden Zitat zieren, das

---

<sup>26</sup> *Die Nibelungen. Ein deutscher Wahn, ein deutscher Alptraum. Studien und Dokumente zur Rezeption des Nibelungenstoffs im 19. und 20. Jahrhundert*, ed. Joachim Heinzle u. Anneliese Waldschmidt, (*suhrkamp taschenbuch*, 2101), Frankfurt a. Main, 1991.



zudem in den Titel seines Einleitungsaufsatzes eingegangen und ihm als eines von zwei Motti vorangestellt ist und dem schließlich ein eigener Beitrag gewidmet wird. Das Zitat stammt von Heiner Müller, der 1983 in einem Spiegel-Interview erklärt hatte, dass “die Nibelungen [...] immer noch der deutscheste aller deutschen Stoffe sind und auch immer noch eine deutsche Wirklichkeit”.

Es sei hier nicht weiter verfolgt, dass Germanisten es unkritisiert, ja unkommentiert hinnehmen, dass ein Stoff mit einer Nationalitätskennzeichnung versehen wird und solche Kennzeichnung auch noch über einen Superlativ erfolgt. Etwas über den Stand der Disziplin verrät es allerdings, denn was soll man sich unter einem Stoff vorstellen, der ‘deutsch’, ja gleich ‘deutschest’ sein soll? Ist er ‘deutschest’, weil er seit Beginn eines speziell deutschen Staats ununterbrochen die Mehrheit seiner Bürgerinnen und Bürger erfreute, ist er ‘deutschest’, weil er ein ausschließlich in den Grenzen dieses Staats, dann aber gleich über alle Epochen und Zeiten hinweg erlebbares Phänomen aufgreift? Hat er alle in deutscher Sprache schreibenden Geistesgrößen von Luther, Lessing, Mendelssohn und Kant über Schiller, Goethe, Börne und Heine, über Marx und Heinrich Mann, Kurt Tucholsky, Bertold Brecht, Nelly Sachs zentral beschäftigt?

Die Auseinandersetzung mit solchen Annahmen ist unproduktiv, schon deshalb, weil sie zur Polemik reizt. Was hier herausgearbeitet werden soll, ist der Umstand, dass sich in dieser Diskussion die Auseinandersetzung fortpflanzt, die im 18. Jahrhundert entstand, aber heute unter veränderten Rahmenbedingungen geführt wird.

Wenn Heiner Müller wie die Philologie, die sich mit dem *Nibelungenlied* befasst, mit Donald Duck und seinen Verwandten aber nicht, Schwierigkeiten damit hat, die historische Zäsur zu bemerken, die sich nach 1945 ergeben hat und die endgültig 1968 wirksam wurde, verweist das auf ein grundlegendes Defizit der durch die Kulturpflegeinstanzen als werthaltig vermittelten Literatur einerseits sowie der Philologie als der Institution andererseits, die solche Werthaltigkeit zumisst. Was es bedeutet, dass sich die Philologie bei der Literatur aufhält, die in Verlängerung der Avantgarde weiter schreibt, lässt sich in der Theorie solcher Avantgarde durch einen ihrer klügsten und scharfsinnigsten Verteidiger deutlich erkennen. Zu denken ist an Ortega y Gasset, der schon in den 20er Jahren das Zentrum der modernen Kunst darin erkannte, sich programmatisch von der demokratischen Entwicklung ausgeschlossen und abgeschirmt zu haben. Da heißt es:

Die Romantik ist schlechterdings volkstümlicher Stil gewesen. Als Erstgeborene der Demokratie wurde sie von der Masse mit der größten Verzärtelung behandelt.

Umgekehrt hat die moderne Kunst die Masse gegen sich, und wird sie immer gegen sich haben. Sie ist ihrem Wesen nach nicht volkstümlich; mehr noch, sie ist antivolkstümlich.<sup>27</sup>

Was für die E-Literatur gilt, gilt für ihre wissenschaftliche Entsprechung, die universitäre Philologie. Man mache die Probe aufs Exempel. Bis heute bleibt es unauffällig, wenn sich Germanisten in Forschung und Lehre älterer Volksliteratur zuwenden, wenngleich auch hier kein Schwerpunkt ihres Fachs mehr auszumachen ist. Wenn sie sich jüngeren Formen einer volksläufigen Literatur kaum widmet, verweist das darauf, dass sie den Funktionszusammenhang aus den Augen verloren haben, in dem solche Gegenstände sich als die des Fachs dereinst etablierten. Noch die süffisante Frage danach, ob man denn Gattungen wie das 'Volksbuch' dem 'Volk' überhaupt zuordnen könne, verfehlt die Relevanz solcher Zuordnung durch die frühe Forschung, die entdeckte und verbreitete, "daß der große Literaturstaat sein Haus der Gemeinen habe, in dem die Nation sich selbst repräsentire"<sup>28</sup>. Philologie heute nimmt Texte, die als "durchaus volksmässig [...], in der ganzen nation"<sup>29</sup> Verbreitung finden, kaum noch wahr. Im Sinn der Ortegaschen Bestimmung der Avantgarde hat sie sich konzeptionell von solcher Fundierung entfernt. Dereinst, um eine gelungene Formulierung von Ernst Erich Metzner aufzugreifen, aus dem Geist der Demokratie geboren,<sup>30</sup> bemüht darum, der unterdrückten und verlachten Bevölkerung eine neue Selbstwahrnehmung zu sichern, entfernt sie sich mehr und mehr von solcher Basis, bleibt der alten Fragestellung jedoch über Antithesen verbunden. In einer überholten Konfliktstruktur gefangen, misslingt der Nationalphilologie noch die Reflexion dessen, was in der Opposition von

---

<sup>27</sup> Ortega y Gasset, José. *La deshumanización del arte y otros ensayos de estética*. Prólogo Valeriano Bozal, (Colección Austral), Madrid, 1987, p. 49.

<sup>28</sup> Görres, Joseph. *Die teutschen Volksbücher* [1807], M. ei. Nachw. hrg. v. Lutz Mackensen, (*Kleine volkskundliche Bücherei*, 2), Berlin, 1925, p. 9.

<sup>29</sup> Grimm, Jacob. *Recensionen und vermischte Schriften*, Erster Theil, (*Kleinere Schriften*, Vierter Band), Berlin, 1869, p. 10.

<sup>30</sup> Metzner, Ernst Erich. "Geburt der Germanistik aus dem Geist der Demokratie. Vor 150 Jahren Erste Germanistenversammlung in Frankfurt", in: *Forschung Frankfurt. Wissenschaftsmagazin der Johann Wolfgang von Goethe-Universität Frankfurt am Main* 14, No. 3 (1996), 39 – 52. — Cf. dazu bereits den Titel des Prolegomenos: "Die Entstehung der Germanischen Philologie aus dem Ethos der Demokratie" in der 7 Jahre zuvor erschienenen Arbeit: Uwe Ebel, *Der Untergang des isländische Freistaats als historischer Kontext der Verschriftlichung der Isländersaga — Zugleich ein Beitrag zum Verständnis der »Haensa-Dóris saga«*, (*Wissenschaftliche Reihe*, 2), Metelen, 1989, p. 7.

Aufklärung und Volkstümlichkeit durch die Aufklärung an Kritischem formuliert wurde.



Die Betrachtung der Geschichte des Nibelungenstoffs und seiner Reflexion in der jüngeren Vergangenheit führt in die weiter gefasste Frage nach der Methode, führt in die Methodendiskussion.

Da Philologie als universitäre Disziplin eine gesellschaftliche Institution ist, ist ihre Aufgabenbestimmung eine Funktion des Bedürfnisses, zu dessen Befriedigung sie geschaffen und eingerichtet wurde. Die ihr eigentümliche Relevanz definiert sich deshalb als Gesellschaftsrelevanz und das Urteil über ihre Arbeit, ja über ihr Erscheinungsbild hat auf der Basis der so gegebenen Definition zu erfolgen. Korrekturen, wie sie die Geschichte der Philologie begleiteten und begleiten, waren bestimmt von dem Bestreben, den sich wandelnden Begriff von Gesellschaftsrelevanz für die eigene Arbeit produktiv zu machen. Die Fachgeschichte zeigt in aller Veränderung darin eine Kontinuität, dass sie die Gesellschaftsrelevanz der Philosophischen Fakultät in der Entwicklung von Theorien sieht, die sich auf die Organisation der Gesellschaft selbst beziehen und beziehen lassen. Gesellschaftsrelevanz spezifizierte sich als Gesellschaftskritik. Entsprechend konnte sich die Kritik an der Universität, wie sie sich in den 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts anmeldet, darüber artikulieren, dass sie solche kritische Potenz vermisste. Diese Kontinuität ist mittlerweile nicht mehr gegeben und die Spezifizierung von Gesellschaftsrelevanz als Gesellschaftskritik ist weitgehend zugunsten einer Spezifizierung als Praxisbezug aufgegeben, wobei Praxisbezug sich wiederum als Vorbereitung auf bestimmte Berufe bestimmt. Die Philologien haben darauf reagiert, indem sie die Ausbildung auf berufliche Umsetzbarkeit hin orientierten. Dem neutralen Betrachter bietet sich hier jedoch das Bild eines verzweifelten und nichtsdestoweniger *in toto* misslingenden Versuchs: Ausbildung für die Arbeit am Theater, für die Arbeit als Editor, als Übersetzer literarischer Texte, als Werbetexter, als Rhetor u.v.a.m. – alle diese Bemühungen erschöpfen sich darin, die Wege in die Arbeitslosigkeit zu vermehren. Die Öffentlichkeit hat das auch erkannt und die einschlägigen Umdefinitionen haben die Philologien nicht von dem Vorwurf der Unbedeutsamkeit befreien können.<sup>31</sup>

---

<sup>31</sup> Ich lasse hier andere, aus meiner Sicht von Wissenschaft und Universität endgültig nicht mehr diskussionswürdige Versuche, die Germanistik sowie andere Philologien flott zu machen, unberücksichtigt wie etwa die den Yuppies sich anbietenden Untersuchungen literarischer Texte auf die in ihnen erkennbaren Rezepte hin, wie die angesichts irgendeiner Sportveranstaltung er-

Es stellt sich deshalb noch einmal die Frage, ob und wie die der Philologie eigene Form der Gesellschaftsrelevanz als Gesellschaftsreflexion sich mit der Forderung nach Praxisbezug harmonieren lässt. Die Antwort könnte darin gegeben sein, dass eine Universitätsdisziplin wie die der Soziologie ebenso wenig bestimmte Berufsbilder bedient und dennoch als praxisorientiert wahrgenommen wird. Diese Wahrnehmung erfolgt darüber, dass Soziologen gesellschaftliche Praxis so reflektieren, dass über solche Theorien diese Praxis selbst auf ihre Leistung überprüft und im Bedarfsfall verändert, verbessert werde.

Es gelingt offenbar nicht, Praxisbezug der Germanistik als Berufsbezogenheit zu realisieren. Wie aber, so fragt es sich, sieht es mit der älteren Definition von Praxisbezogenheit über eine Gesellschaftsbezogenheit aus emanzipatorischer Grundhaltung aus. Hier hilft folgende Beobachtung weiter. Wenn die Akzeptanz der Philologie in einer Epoche, in der die Relevanz wissenschaftlicher Arbeit über deren innovierende Leistung bestimmt zu werden pflegt, trotz beständiger und prinzipiell gelingender Bemühungen um solche Innovation eher ab- als zunimmt, dann muss man daraus folgern, dass der Begriff von Innovation, der in den Philologien zu Veränderungen führt, mit dem, den die umgebende Gesellschaft mit ihm verbindet, nicht kongruent ist.

Um den Zusammenhang zu erörtern, muss man Folgendes bedenken: Disziplinimmanenz wurde und wird primär dort auf Innovation befunden, wo Erkenntnisse einer anderen Wissenschaft auf den Gegenstandsbereich der Philologie appliziert werden. Wohin das führt, kann man an aufschlussreichen Parallelen in vergleichbaren Fachrichtungen studieren. Zu denken wäre an die eindrucksvolle Darstellung, die der Historiker Hans-Werner Goetz mit Bezug auf die Mediävistik gegeben hat. Seine Darstellung belegt, dass die historische Mediävistik alle erdenkbaren Zugänge zu ihrem Gegenstand gesucht hat, alle Fragestellungen aufgegriffen hat, die sich in ihrer Geschichte ergeben haben. Gelingt, so fragt es sich, mit diesem Nachweis bereits die Begründung der Notwendigkeit des von Goetz betriebenen universitären Wissenschaftszweigs?

Goetz verteidigt sein Fach zunächst mit dem Argument, die "Kenntnis des Mittelalters" halte "wichtige und, je nach Bedürfnis auch unverzichtbare Lehren bereit", und schließt daran die Überlegung an: "die Mediävistik [kann] ihre Aufgabe nur dann erfüllen, wenn sie modernen Ansprüchen und Anforderungen

---

folgte Ankündigung einer 'wissenschaftlichen' Lehrveranstaltung zum Fußball in der Literatur (Paradigmenwechsel von den Grimms zum Turnvater Jahn), wie den — **in der Tat** **erfolgten** — öffentlichen Vortrag von Kapiteln einer Dissertation vor dem Affenhaus (*sic*) im Münsteraner Zoo u.a.m. Diese verzweifelten Versuche, Aufmerksamkeit zu erheischen, provozieren ein Bild von der Germanistik als einer für Erwachsene eher nicht gedachte Institution.

genügt und modernere Fragestellungen aufgreift.“<sup>32</sup> Das vergleiche man mit einer Aufgabenbestimmung der Mediävistik, wie Goetz selbst sie für das 19. Jahrhundert festhält, wenn er schreibt:

Die Mediävistik des 19. Jahrhunderts war eine maßgebliche ideologische Produktionsstätte zur Rechtfertigung der bestehenden gesellschaftlichen und politischen Zustände, wie sich das etwa in der Kontroverse um die Italienpolitik zeigt. Mittelalterliche Geschichte lag im Interesse des Nationalstaats, der hier seine Begründung suchte. (71sq.)

Präzise hier liegt das Problem. Goetz schreibt zwar “ein Plädoyer für eine ‘moderne Mediävistik’ ” (23), die Mediävistik des 19. Jahrhundert aber war nicht nur ‘modern’, sie war auch aktuell. Was das bedeutet, verliert sich in der Formulierung, die Goetz dafür findet. Über die Denomination “ideologische Produktionsstätte” wird solcher Aktualität eine Negativkonnotation zugesellt und wenn die Rede ist von “Rechtfertigung der bestehenden gesellschaftlichen und politischen Zustände”, dann lenkt die Formulierung rhetorisch von den Verhältnissen ab, die so benannt werden. Indem Goetz das Ergebnis der Befassung mit der Mediävistik in seiner Ergebnishaftigkeit unterschlägt, unterschlägt er die historische Relevanz der älteren Form seiner eigenen Fachrichtung. Noch der vernebelnde Hinweis auf den ‘Nationalstaat’, speziell auf Italien belegt, dass die Diskussion polemisch geführt wird, handelt es sich doch in diesem Nationalstaat um das Produkt eines Prozesses, eines Prozesses, der Teil der Emanzipationsbestrebungen des 18. und 19. Jahrhunderts war und also ein Schritt auf dem langen Weg der Demokratisierung, der zu unseren heutigen Verfassungsverhältnissen geführt hat. Abgrenzung gegenüber älteren Relevanzvorgaben erfolgt damit — wie zu hoffen bleibt ungewollt — in der Form einer Skepsis angesichts einer Wissenschaft, die sich als Promotor der demokratischen Entwicklung konstituierte. Für die Reflexion der Methode ist an solcher Polemik aufschlussreich, dass solchem aus der Aktualität erwachsenen Gegenwartsbezug hier einer aus Modernität erwachsendem als ranghöher entgegeng gehalten wird.

Es wäre wichtig, den Fehler zu erkennen, der die Argumentation bei Goetz bestimmt. Es ist der Fehler, das Methodenproblem aus der Frage nach dem Wie zu konstruieren. Die Wahl der Methode, also eines Vorgehens, eines Verfahrens,

---

<sup>32</sup> Goetz, Hans-Werner. *Moderne Mediävistik. Stand und Perspektiven der Mittelalterforschung*, Darmstadt, 1999, p. 23.

setzt aber die Entscheidung für ein Ziel voraus; die Frage nach dem Wie ist der Frage nach dem Warum und Wozu nachgeordnet. Es kennzeichnet die derzeitige Methodendiskussion insgesamt, dass sie diese logische Hierarchie, die das 19. Jahrhundert noch als selbstverständlich ansetzte, verkehrt. Dennoch eignet sich die von Goetz gewählte Formulierung, um eine Aufgabenbestimmung der Methodendiskussion zu gewinnen. Indem Goetz die Funktion der Geschichtswissenschaft aus einer Funktionalisierung ihrer Ergebnisse zur Stabilisierung von Verhältnissen ableitet, indem er exakt darin eine Desavouierung zu gewinnen sucht, regrediert er auf eine Aufgabenbestimmung, die in der jüngeren Forschung, etwa in den *Cultural Studies* systematisiert wurde. Wissenschaft wäre wie alle kulturelle Arbeit nach deren Leistung für Konsolidierung und Destabilisierung von Herrschaftsansprüchen zu befragen. Die Frage wäre im gegebenen Fall also die nach der Leistung der Mediävistik für die Artikulation von Ansprüchen.

Bernhard Rathmayr hat den bei Goetz abgerufenen Zusammenhang unpolemisch und aus einem emanzipationsrelevanten Ansatz so formuliert: “Die Geisteswissenschaften, so alt manche von ihnen sind, haben als kontemporäre, als zeitgemäße, aus der Dynamik ihrer Zeit entspringende Wissenschaften begonnen. Ansonsten würde es sie nicht geben.”<sup>33</sup> Diese Einsicht ist für die Methodendiskussion produktiv zu machen, indem man sie mit der bei Penka Angelova formulierten Einsicht kombiniert, “daß die Methodengeschichte der Germanistik bzw. der Philologie eng mit der Institutionengeschichte zusammenhängt.”<sup>34</sup> Hat man erkannt, dass Institutionen sich gesellschaftlichen Bedürfnissen verdanken und dass eine Diskussion der Methode die eines Ziels voraussetzt, ergibt sich als Ausgangsfrage der Methodendiskussion innerhalb der Nationalphilologie im Allgemeinen und deren mediävistischer Unterabteilung im Besonderen die nach deren Fach konstituierenden Bedürfnissen. Gegebenenfalls wird sich herausstellen, dass die Betrachtung des Gegenstandsbereichs sich zur Befriedigung des Fach konstituierenden Bedürfnisses durchaus nicht mehr eignet.

Um das Bedürfnis zu erfragen, das auch die Etablierung der Nationalphilologien und darin der Germanistik mit sich brachte, muss die Anfangsphase der Disziplin in Erinnerung gerufen werden. Diese Anfangsphase fügt sich in die Neudefinition der Fakultät, in die die Nationalphilologie sich integrierte. Die Wissenschaften, die in der Philosophischen Fakultät zusammengefasst sind,

---

<sup>33</sup> Rathmayr, Bernhard. “Geisteswissenschaften und Öffentlichkeit”, in: Helmut Reinalter, Roland Benedikter (Edd.), *Geisteswissenschaften wozu? Studien zur Situation der Geisteswissenschaften, (Interdisziplinäre Forschungen, 6)*, Thaur, 1997, pp. 220 – 226, p. 226.

<sup>34</sup> Angelova, Penka. “Kulturforschung zwischen Interkulturalität und Transdisziplinarität”, in: *TRANS. Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften* <http://www.inst.at/trans/4Nr/angelova4.htm>.

haben ihr derzeitiges Profil im 18. Jahrhundert erhalten. Das damals entwickelte Selbstverständnis der teilweise neuartigen Fächer ergab sich aus einer der Aufklärung zuzuordnenden Anthropologie und Gesellschaftskonzeption, war Teil des aufklärerischen Kampfs gegen geistige wie politische Entmündigung. Ein Grundbuch dieser Selbstreflexion wie Kants *Streit der Fakultäten* formuliert Bedeutung und Leistung der Philosophie, und zwar der universitären Disziplin, in Form einer Einforderung vorenthaltener Freiheiten, der Freiheit des Denkens wie der Freiheit im verfassungsrechtlichen Sinn. Der Anspruch einer Wissenschaft auf Anerkennung und öffentliche Geltung ist abgeleitet aus dem Anspruch auf Selbstbestimmung des gesamten Volks. Kant fordert über seine Wissenschaft ein, was zu verweigern, verweigert zu haben, Unrecht ist und es entsteht ein politisches Pamphlet. Der Verfasser dieser Selbstreflexion der Philosophie lamentiert nicht, weder über Stellenabbau noch über mangelnde Akzeptanz in der Öffentlichkeit, er entwirft keine rührenden Bilder interdisziplinär vernetzter Forschung an einem von ihm besetzten Lehrstuhl, weist nicht auf Drittmittelinwerbung hin noch wirft er sich in die Brust, weil er genau betrachtet dasselbe tue, was die Vertreter anderer Disziplinen auch tun. Der historische Sinn von Kants Philosophieren, die seiner Arbeit eigene 'Vernetzung' wird erkennbar, wenn man diese Arbeit in den politisch-historischen Zusammenhang ihrer Zeit einordnet. So zeigt sich, dass Kant wissenschaftlich, eben an der Philosophischen Fakultät, dasselbe leistet wie etwa Robespierre politisch, wenn er eine Form des Redens anstrebte, die es erlaubte, den Willen des Volks zu artikulieren, und das in einer Phase, in der das Volk nach seinem Willen nicht gefragt, in der eine mögliche Artikulation solchen Willens nicht beachtet worden wäre.

Was für die Rahmendisziplin Philosophie gilt, trifft auch für die anderen Fächer der Philosophischen Fakultät zu. So richtet etwa Herder in der voruniversitären Phase dessen, was später 'Nationalphilologie' heißen wird, sein wissenschaftliches Bemühen auf den "grosse[n] ehrwürdige[n] Theil des Publicums, der Volk heißt,"<sup>35</sup> aus und fügt sich exakt in den Zusammenhang, der schon Kants Philosophie einen großen Teil ihres historischen Sinns gibt. Die Befassung mit der Nationalsprache widersetzt sich einer Entwicklung, die mit Bezug auf die Dominanz des Lateinischen im Mittelalter formuliert, dazu geführt hatte, dass "das Volk um seinen letzten Anteil an öffentlichen Verhandlungen"<sup>36</sup> gebracht worden war. Während die Revolutionäre etwa Frankreichs sich bemühten, Wege zu finden, als Volk zu sprechen, während die literarische Bemühung in

---

<sup>35</sup> Herder, Johann Gottfried. "Auszug aus einem Briefwechsel über Oßian und die Lieder alter Völker", in: Herder, Goethe, Frisi, Möser, *Von deutscher Art und Kunst. Einige fliegende Blätter*, ed. Irmischer, (RUB, 7497), Stuttgart, 1988, pp. 5 – 62, Zitat p. 54.

<sup>36</sup> Herder, Johann Gottfried. *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*, I – II, ed. Heinz Stolpe, Berlin und Weimar, 1965; Zitat vol. 2, p. 408.

den von der Revolution befreiten Gebieten “an die von Absolutismus und Aufklärung zurückgedrängte orale Volkskultur anknüpfte”<sup>37</sup>, suchten die Philologen solche ‘Stimmen der Völker’ in der Sphäre einer künstlerischen Artikulation zu sammeln, zu sichten und auszuwerten. Die Folge ist eine Wissenschaft, von deren erstem Kongress als Universitätsdisziplin 1846/47 Gutzkow sagen konnte, dass sie “unstreitig dem Parlament in der Paulskirche vorgearbeitet”<sup>38</sup> habe. Und wenn Jacob Grimm, der den Vorsitz des Kongresses übernommen hatte, 1848 aktiv in die Ausarbeitung einer Nationalverfassung eingriff, dann nicht, weil er sich neben seiner beruflichen Tätigkeit eben auch politisch engagierte, sondern weil er das als integralen Bestandteil seiner Arbeit als Germanist begriff. Noch in der Schlusswendung der Schrift, die er als Verteidigung seines Verhaltens im Verfassungsstreit von 1837 publizierte, spricht sich das aus, wenn sie in die Worte mündet:

solange ich aber den Atem ziehe, will ich froh sein getan zu haben was ich tat, und das fühle ich getrost, was von meinen arbeiten mich selbst überdauern kann, daß es dadurch nicht verlieren sondern gewinnen werde.<sup>39</sup>

Philologische Arbeit war bestimmt und getragen von der Absicht zu intervenieren.<sup>40</sup>

Die zitierte Verteidigungsschrift bezieht sich auf den Vorgang, dass Grimm 1837 als einer der ‘Göttinger Sieben’ aus seinem Amt als Professor entlassen, ja aus

---

<sup>37</sup> Reichardt, Rolf und Schlieben-Lange, Brigitte. “Die Französische Revolution als Revolution der Kommunikation und der Sprache”, in: Jacques Guilhaumou, *Sprache und Politik in der Französischen Revolution. Vom Ereignis zur Sprache des Volkes (1789 bis 1794)*. Aus dem Französischen von Katharina Menke, (edition suhrkamp. 1519, N. F. Band 519), Frankfurt a. Main, 1989, pp. 9 – 19, Zitat p. 11.

<sup>38</sup> Gutzkow, Karl. *Gutzkows Werke*, ed. Peter Müller (Meyers Klassiker–Ausgaben), vol. 4: *Rückblicke auf mein Leben*, Leipzig und Wien, s. a., p. 348.

<sup>39</sup> Grimm, Jacob. “Jacob Grimm über seine Entlassung”, in: Jacob und Wilhelm Grimm, *Über das Deutsche. Schriften zur Zeit-, Rechts-, Sprach- und Literaturgeschichte*, hg. u. m. e. Nachw. vers. v. Ruth Reiher. (Röderberg-Taschenbuch, 155), Leipzig, 1986, pp. 70 – 97, Zitat p. 96sq.

<sup>40</sup> Ich verwende den Begriff, um eine Tradition zu etablieren, die zu den sogenannten ‘Cultural Studies’ führt. Cf. Lawrence Grossberg: “Cultural Studies sind in dem Sinne interventionistisch, als sie versuchen, die besten verfügbaren intellektuellen Ressourcen zu verwenden, um zu einem besseren Verständnis der Machtbeziehungen (als dem Spielstand oder der Balance in einem Kräftefeld) in einem bestimmten Kontext zu gelangen.” (Grossberg 1999, p. 55)



seinem Land vertrieben worden war.<sup>41</sup> Anlass war ein Verfassungsstreit, in dem ein König die liberalen Errungenschaften seines Landes durch eine Deliberalisierung der Verfassung rückgängig machen und die Professoren auf solch neue Verfassung vereidigt sehen wollte. In jener Auseinandersetzung der 'Göttinger Sieben' mit einem Monarchen, der nach den Worten Ludwig Börnes vor seiner Thronbesteigung "[a]n der Spitze aller geheimen Verbindungen gegen die Freiheit des britischen Volkes" gestanden hatte<sup>42</sup>, verstand sich Grimm als Vertreter seiner Nation, eben als Nationalphilologe, der kraft Amtes die Interessen des Volks vertrat und nicht die des Monarchen.

Die Verteidigung und Rechtfertigung enthält auch wesentliche Sätze zur Methode. Auf einer ihrer ersten Seiten findet sich folgender Satz:

der offne, unverdorbnne sinn der jugend fordert, daß auch die lehrenden, bei aller gelegenheit, jede frage über wichtige lebens- und staatsverhältnisse auf ihren reinsten und sittlichsten gehalt zurückführen und mit redlicher wahrheit beantworten.

Für die Universitätsdisziplin, die er vertrat, folgerte Grimm daraus:

lehrer der philologie stoßen allerwärts auf ergreifende stellen der klassiker über die regierungen des altertums, oder sie haben den lebendigen einfluß freier oder gestörter volksentwicklungen auf den gang der poesie und sogar den innersten haushalt der sprachen unmittelbar darzulegen.<sup>43</sup>

Das ist nichts weniger als ein Programm der Universitätsdisziplin, die damals als Germanistik sich etablierte. Es gibt den Rahmen ab, innerhalb dessen sich Gegenstandsbereich und Methoden der Nationalphilologie konstituieren. In diesem Rahmen sind Freiheit und Volk derart in eine Korrelation gebracht, dass sich 'Freiheit des Volks' als oberster Richtwert herausstellt. Was über Kant und Herder, was über die Revolutionäre von 1789 prototypisch abzurufen war, er-

---

<sup>41</sup> Ich folge hier meinem Aufsatz "Jacob Grimm, die frühe Germanistik und der 'politische Professor' — Ein Beitrag zum Streit um 'Die Geburt der Germanistik aus dem Geist der Demokratie' ", publiziert auf dieser Homepage unter dieser Seite.

<sup>42</sup> Börne, Ludwig. *Börnes Werke* in zwei Bänden, (*Bibliothek deutscher Klassiker*), Berlin und Weimar, 1964, Zitat: vol. 2, p. 355.

<sup>43</sup> Grimm 1986, p. 82.

weist sich als die Basis der Germanistik, tritt in ihr als gesellschaftliche Institution in Erscheinung.

Grimm versah seine Rechtfertigungsschrift mit einem Motto aus dem *Nibelungenlied*. Das verdeutlicht, wie sich der Gegenstandsbereich und die Weise eines Zugangs zu ihm aus der Aufgabe der Institution ergibt, wie er aus solcher Aufgabensetzung konstruiert und erarbeitet wird. Politische Auseinandersetzung, Reflexion der gesellschaftlichen Rolle eines Universitätsgelehrten im Allgemeinen und der eines Germanisten im Besonderen und ein Zitat aus einem Text, dem in der Fachdiskussion wie in der außeruniversitären Diskussion eine stark markierte Bedeutung zukam, synthetisieren sich zu einer Einheit, aus der das Fach Germanistik seine Definition gewinnt.

Universitäre Philologie könnte ihr emanzipatorisches Projekt u.a. darin fort-schreiben, die im 18. Jahrhundert entstehende Diskrepanz zwischen Aufklä-rung und Volkstümlichkeit mit dem Ziel zu reflektieren, dass deren emanzi-pationsrelevante Ansätze mit deren zivilisationsrelevanten in Einklang gebracht würden, sie könnte das nicht zuletzt in einer Reflexion der im *Nibelungenlied* und seinen Paralleltexten sich niederschlagenden Definition von Volk und Volks-gemäßheit leisten, sie könnte erfragen, warum das Volksmäßige, das Volks-läufige etwa im *Nibelungenlied* als das 'Monströse' erscheint, als das es Jan Dirk Müller in seiner Analyse begrifflich gefasst hat. Indem sie die Ambivalenz des Volksbegriffs an diesen Texten wie ihrer wissenschaftlichen Aufbereitung erarbeitete, eine Ambivalenz, wie sie die europäische Geschichte und deren Reflexion bis heute prägt, gelängen der Befassung mit der Geschichte der *Nibelungenlied*-Rezeption aktuelle Aussagen. Auch das wären neue Wege der Mittelalterphilologie; dass es zugleich deren alte Wege sind, ermutigte zu einer eigenen Memoria, die nicht aus Traditionsgläubigkeit sich einstellte, sondern aus dem Willen, den Geist der Demokratie, aus dem sie geboren wurde, lebendig und wachsam zu erhalten.